

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 10

Ausgegeben am 2. Dezember 1921

40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Urkommunismus im Lichte der ethnologischen Forschung

Von Heinrich Cunow

1. Ethnologie und katholische Scholastik

Die katholische Kirche darf sich rühmen, in hervorragendem Maße zur Entwicklung der Völkerkunde beigetragen zu haben. Vom Bekehrungseifer getrieben, sind ihre Missionare zunächst in Asien, dann später nach der Entdeckung der Neuen Welt jenseits des Atlantischen Ozeans in Amerika, Afrika und in die Inselwelt der Südssee eingedrungen, oft bis in die unwirtlichsten Gegenden, und haben sich vielfach nicht nur auf ihre eigentliche Missionstätigkeit beschränkt, sondern die Sitten, Gebräuche und Riten der von ihnen besuchten Völker beschrieben. Wie wenig würden wir heute über das alte Amerika und seine Kulturvölker wissen, wenn nicht den Eroberungszügen der Cortez und Pizarro glaubenseifrige Mönche gefolgt wären, die uns eine lange Reihe von Aufzeichnungen über die Lebensweise der Indianer, ihre Geschichts- und Stammesagen, ihre Sitten und sozialen Einrichtungen, ihre Kunstfertigkeiten und religiösen Zeremonien überliefert hätten.

Auf diesem Gebiet der sogenannten deskriptiven Völkerkunde leisten auch heute noch die katholischen Missionare zum Teil recht Beträchtliches, wenn auch ihr Blick für die Eigenheiten der Völker oft durch ihre hohlgeschliffene Religionsbrille getrübt wird und sie allzu gerne hinter den Außerungen eines primitiven Lebenswillens mystisch-religiöse Motive suchen. Wohl aber hat sich die politische Einstellung der katholischen Kirche oder vielmehr des Klerus zur Völkerkunde wesentlich geändert, seitdem diese begonnen hat, sich zu einer Soziologie auf ethnischen Grundlagen zu entwickeln. Während zunächst die Ethnologie in den beschriebenen Sitten der Völker nur Besonderheiten eines speziellen Volkscharakters oder Volksgeistes sah, die Verschiedenheit dieser Sitten aus der Verschiedenheit der geistigen Anlagen (der Rassenveranlagung) erklärte und dort, wo bei weit voneinander entfernten Völkern gleiche Sitten hervortraten, kurzweg auf frühere genetische Zusammenhänge schloß, ging mit der zunehmenden Häufung des Beobachtungsmaterials die Ethnologie mehr und mehr dazu über, Vergleiche zwischen den Sitten und Anschauungen der sogenannten Natur- und Halbkulturvölker zu ziehen und das Vorhandensein gleicher Sitten nicht mehr aus genetischen Zusammenhängen abzuleiten, sondern sie als Etappenstationen einer gleichen aufsteigenden Entwicklungsreihe aufzufassen. Damit entstand aus der früheren bloßen deskriptiven die moderne evolutionistische Ethnologie, die vom Entwicklungsgedanken ausgeht und in den Gebräuchen und Einrichtungen der sogenannten Naturvölker frühere Entwicklungsstufen sieht, die einst unserem heutigen Kulturstand vorausgegangen sind.

Indem aber die evolutionsistischen Ethnologen daran gingen, die bei den primitiven Völkern vorgefundenen Fortschrittsstufen zu vergleichen, sie nach bestimmten Kulturmerkmalen zu unterscheiden beziehungsweise zu klassifizieren und eine bestimmte Entwicklungsfolge zu konstruieren, gerieten sie nicht nur mit den Schöpfungs- und semitischen Stammesagen des Alten Testaments, sondern auch mit den zu kirchlichen Dogmen gewordenen Thesen der mittelalterlichen Scholastik in Konflikt. Vor allem stimmten die Urfamilien-, die Ureigentums- und Urreligionsformen, zu denen die ethnologischen Forscher bei der Aufstellung ihrer Entwicklungsreihen gelangten, nicht mit der Entwicklungs- und Gesellschaftsauffassung des Thomas von Aquino überein, der heute in der katholischen Kirche als höchste Autorität in sozialphilosophischen Fragen gilt, sind doch zum Beispiel die Enzykliken Leo's XIII. durchweg nichts anderes als Paraphrasierungen bestimmter thomistischer Lehren.

Solche Antastung der altehrwürdigen Kirchenlehren konnte sich der Klerus nicht gefallen lassen, ebensowenig aber ließen sich die ethnologischen Forschungsergebnisse einfach hinwegleugnen, beruhten sie doch vielfach auf nachweisbaren, von den katholischen Missionaren teilweise selbst beigebrachten Tatsachen. Es blieb deshalb nichts anderes übrig, als diese Tatsachen anders zu interpretieren, das heißt ihnen einen anderen Sinn zu unterchieben. So entstand die bekannte ethnologische Degenerations-theorie — eine Theorie, die behauptet, die heutigen Naturvölker, vor allem die am tiefsten stehenden unter ihnen, wären gar keine normalen Völker, an deren Gebräuchen man den Gang der Kulturentwicklung zu studieren vermöge. Die Gebräuche jener Völker zeigten vielmehr die Symptome der Entartung. Zurückgedrängt aus den fruchtbaren Erdgegenden in unwirtliche Wüsten und Gebirge oder verbannt auf einsame Inseln, abgeschlossen von der Berührung mit anderen Menschengruppen, wären diese Völker nicht etwa nur bloß rückständig geblieben, sondern nach dieser oder jener Richtung hin entartet. Sie wären in ihrer Abgeschiedenheit vom großen Entwicklungsprozeß der Menschheit allmählich verkümmert und hätten Lebensformen ausgebildet, die niemals Allgemeingut des großen fortschreitenden Teiles der Menschheit gewesen seien.

So gewann der Klerus die bequeme Handhabe, jene Gebräuche und Lebensformen der heutigen Natur- und sogenannten Halbkulturvölker, die zu den biblischen Sagen oder den überlieferten scholastischen Sozialtheorien nicht stimmten, für Absonderlichkeiten, Ausnahmezustände oder Verirrungen degenerierter Völker zu erklären.

In dieser Entartungstheoretik steckt, wie anerkannt werden muß, trotz ihres reaktionären Charakters eine gewisse Wahrheit. Wie der Mensch vom ethnologischen Standpunkt aus nicht in seiner Vereinzelung, sondern als Teil einer Gemeinschaft und Gesellschaft betrachtet werden muß, so darf andererseits die Gemeinschaft, die Gruppe nicht losgelöst von ihrem geographischen Lebensraum betrachtet werden, in dem sie geworden ist und in dem sie ihre Existenz findet. Ferner ist es zweifellos richtig, daß unter abnormen Lebensverhältnissen sich auch bei einem Volk abnorme Sitten und Gebräuche, sogenannte Verfallserscheinungen, einzustellen vermögen. Folgt aber daraus, daß es ein verfehlter Schritt war, als die Ethnologie den Entwicklungsgedanken akzeptierte und, von den primitiven zu den höheren Lebensformen

der Völker fortschreitend, allgemeine Entwicklungsstufen des kulturellen Werdens der Menschheit festzustellen suchte, — als sie, um es mit einem Wort auszudrücken, »evolutionistisch« wurde?

Tatsächlich ergibt sich aus dem eben erwähnten Vorkommen von Degenerationserscheinungen für die evolutionistische Ethnologie nur die Forderung, daß sie bei ihrer Aufstellung von Entwicklungsreihen noch viel kritischer verfahren und die einzelnen Erscheinungsformen der Kulturentwicklung noch mehr sub specie aeternitatis betrachten muß, als das bisher häufig geschehen ist. Bei einer Völkerschaft vorgefundene soziale Einrichtungen, Wirtschaftsformen, Verwandtschaftsorganisationen usw. dürfen nicht sofort verallgemeinert und als allgemeine Entwicklungsphasen in ein bestimmtes Entwicklungsschema eingereiht werden. Vor allem muß zunächst untersucht werden, ob sich zu den neuentdeckten Erscheinungen anderswo Parallelen finden lassen, wieweit sie sich als einfache, deutlich erkennbare Folgen anderer Gestaltungen er ergeben und welche anschließenden Fortsetzungen der betreffenden Einrichtungen und Sitten bei den höherstehenden Völkern zu finden sind.

Auch dann werden die Entwicklungsreihen, da nicht selten die verbindenden Glieder zwischen bestimmten niederen und höheren Entwicklungsformen fehlen und die Lücken auf Grund von Wahrscheinlichkeitsannahmen ergänzt werden müssen, oft vorerst nur einen gewissen hypothetischen Wert haben.

Zudem taucht bei der Aufstellung von Entwicklungsreihen sofort die Frage auf: An welchen Maßstäben soll der Entwicklungsstand eines Volkes gemessen werden? Gewöhnlich wird dazu der technologische Maßstab verwendet, das heißt es wird die Kultur (auch die sogenannte geistige Kultur) eines Volkes nach seinen technischen Fähigkeiten und Leistungen beurteilt. Ist dieser Maßstab aber richtig? Die Entwicklung der Technik ist an bestimmte Naturbedingungen gebunden. Wo in einer Gegend bestimmte Metalle fehlen, kann zum Beispiel auch nicht — die nur unter gewissen Umständen mögliche Zufuhr auf dem Handelsweg bleibt hier unberücksichtigt — eine bestimmte Metallbearbeitungstechnik entstehen, ebensowenig wie im Innern eines Erdteils ohne Seen und ausgedehnte Flußgebiete sich eine eigentliche Schiffahrt und Schiffsbautechnik zu entwickeln vermag. Soll aber eine Völkerschaft nur deshalb als tiefer auf der Kulturleiter stehend betrachtet werden, weil sie die Metalltechnik oder Töpferei anderer Völker nicht kennt, obgleich sie vielleicht, was Gartenbau, Schiffahrt, Handel, Poesie usw. anbetrifft, weit größere Fortschritte gemacht hat?

Aberdies sind, wie die Erfahrung lehrt, nicht wenige Ethnologen derart in den Anschauungen und Begriffen unserer modernen Kultur befangen, daß sie auch die einfachsten, naturwichtigsten Verhältnisse durch ihre Kulturbrille betrachten und daher den sogenannten Wilden nicht aus seiner natürlichen und gesellschaftlichen Umwelt heraus in seiner Abhängigkeit von bestimmten Lebensbedingungen zu begreifen vermögen, sondern ihn unbewußt mit modernen Reflexionen, Erwägungen und Folgerungen ausstatten. Ebenso besteht unzweifelhaft die Neigung, wenn irgendwo bisher unbekannte, sehr alt scheinende Entwicklungsformen entdeckt werden, diese in die Urzeit aller Entwicklung zu versetzen. So wurde zum Beispiel, als man in den Hymnen des Rigveda einen reinen Naturkult zu entdecken glaubte, dieser an den Anfang aller Religionsentwicklung gestellt, und als man bei amerikanischen

und malaischen Völkern* matriarchalische Familienverhältnisse vorfand, wurde das sogenannte Mutterrecht als die Anfangsstufe aller Familienrechtsentwicklung betrachtet.

Wenn demnach gegenüber allzu ungestümen ethnologischen Konstruktionskonstruktionen der neueren Zeit der hypothetische Charakter dieser Konstruktionen und die Unzulänglichkeit ihrer Untersuchungsbaasis hervorgehoben wird, läßt sich dagegen vom wissenschaftlichen Standpunkt nichts einwenden; aber die klerikalen Ethnologen begnügen sich durchaus nicht damit, die Mängel eines oberflächlichen Konstruktionsverfahrens zu kritisieren. Die ganze evolutionistisch-ethnologische Richtung, das ganze Bemühen, den Entwicklungsgang der Menschheit aufzuhellen, paßt den klerikalen Herren nicht in ihre theologisch orientierte »Wissenschaft« — und zwar deshalb nicht, weil die Ergebnisse solcher Forschungsmethode mit den von der katholischen Kirche übernommenen mittelalterlich-scholastischen Glaubenslehren im Widerspruch stehen. Natürlich werden allerlei wissenschaftliche Bedenken vorgeschützt; doch auf welchen ungenügenden Beweisfundamenten einzelne der neueren ethnologischen Entwicklungsdarstellungen auch ruhen mögen, zweifellos sind sie immer noch in wissenschaftlicher Hinsicht weit besser fundiert als die sumerisch-babylonischen und kanaanitischen Sagen der Mosebücher oder die Spekulation einer in mittelalterlich-religiösen Lebensauffassungen wurzelnden Scholastik.

Wie sehr die von der katholischen Scholastik infizierte klerikale Ethnologie die ganze evolutionistische Forschung, ja überhaupt den ganzen Entwicklungsgedanken ablehnt, dafür hier nur zwei kurze Urzüge aus dem kürzlich im Volksvereins-Verlag M.-Glabbach erschienenen Buche »Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde« von Dr. Wilhelm Koppers¹ — eine Schrift, die deshalb besondere Beachtung verdient, weil sie als eine für streng katholische Kreise berechnete populäre Kritik der modernen Entwicklungslehre die Tendenzen und Ziele der klerikalen Ethnologie weit schärfer hervortreten läßt als die für einen engeren Fachkreis bestimmten Schriften und Artikel.

So heißt es zum Beispiel S. 11 dieser Schrift:

Wie ferner die junge Völkerkunde dem allmächtig gewordenen extremen Evolutionsgedanken mit Haut und Haar ausgeliefert wird, das lassen am besten die sogenannten ethnologischen Entwicklungsreihen hervortreten, in welche die völkerkundlichen Daten mit mehr oder weniger Gewalt hineingezwängt werden. Ganz stillgerecht steht am Anfang dieser Reihen immer und überall ein Nichts oder doch ein Minimum. Langsam, Schritt für Schritt, geht danach die Entwicklung vorwärts und aufwärts, bis sie mündet in den höchsten Formen der Kultur der Gegenwart. Mit derartigen Reihen werden schließlich sämtliche Erscheinungen des menschlichen Kulturlebens bedacht, wie zum Beispiel diejenigen der Wirtschaft, der Soziologie, der Ethik, der Religion usw. Die stillschweigend gemachte, oft genug auch offen aus-

¹ Dr. Wilhelm Koppers (S. V. D.), Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde. M.-Glabbach 1921, Volksvereinsverlag, 192 Seiten. Preis geheftet 7 Mark.

Herr Wilhelm Koppers, zurzeit Professor der Völkerkunde am Missionsseminar St. Gabriel bei Wien, ist ein Schüler des bekannten Paters Wilhelm Schmidt, des Redakteurs der katholisch-ethnologischen Zeitschrift »Anthropos«.

gesprochene Voraussetzung ist endlich dann die, daß mit einem Schöpfergott wie in dem Reiche der Natur so auch in bezug auf die Menschenwelt nicht mehr gerechnet wird, also diese ganze »Forschung« im Zeichen des modernen Atheismus-Materialismus steht.

Ferner erzählt Herr Dr. Koppers S. 35:

Wem aber mußten diese kulturarmen Wilden, dieses »herrenlose« Gut geradezu wie gerufen kommen? Allen jenen wahren oder vermeintlichen Völkerkundlern, die von Haus aus Vertreter einer vom extremen Entwicklungsgebanten beherrschten Naturforschung waren oder doch einer naturwissenschaftlich-evolutionistischen Auffassung und Methode huldigten. Ihnen allen kamen die »Wilden« so gelegen, weil auch auf völkerkundlichem Gebiet zum Thema des Tages sich jene Entwicklungsreihen aufgeschwungen hatten, die man im Sinne eines extremen Evolutionismus auf allen Gebieten des Seins und des Werdens errichten zu müssen glaubte. So mußte im Sinne der Grundforderung des extremen Evolutionismus auch auf dem Felde der völkerkundlichen Forschung in erster Linie nach in sich geschlossenen, vom Niederen zum Höheren langsam, aber beständig aufwärtssteigenden Entwicklungsreihen gestrebt werden. Die postulierten unteren Glieder der Kette, bieten sie sich nicht wie von selbst dar in den durchgehends so niedrigen, gemeinen, ja tierischen Sitten und Gebräuchen der primitiven Wilden? In der Tat, die vergleichende Völkerkunde geht nun in der Folge wesentlich auf im Konstruieren von so gearteten Entwicklungsreihen. Alle ihre Teilgebiete, so zum Beispiel die vergleichende Soziologie und Wirkstoffsgeschichte, die vergleichende Rechts- und Religionswissenschaft usw., sie alle werden reichlich damit beglückt.

Es ist daher die gesamte Entwicklungsforschung, nicht nur auf ethnologisch-anthropologischem, sondern auf dem ganzen naturwissenschaftlichen Gebiet, der Herr Koppers als Mitglied der Ecclesia militans die Fehde ankündigt.

Wenn aber auch noch immer in den aus dem klerikalen Lager stammenden ethnologischen Schriften mit der Degenerationsstheorie gegen den die katholischen Dogmen so wenig respektierenden schöpfergottlosen »Evolutionismus« operiert wird, hat neuerdings doch die klerikale Ethnologie in der richtigen Erkenntnis, daß sie mit einer rein negativen Bestreitung entwicklungsgehilflicher Forschungsergebnisse nicht weiter kommt, einen anderen Weg eingeschlagen, um die alten scholastischen Kirchenlehren zu retten: sie hat sich der sogenannten ethnologischen Kulturkreislehre zugewandt, wie sie hauptsächlich von den Leitern des Ethnographischen Museums in Köln, den Herren Dr. W. Joz und Dr. Fr. Gräbner, sowie dem Abteilungsdirektor am Berliner Museum für Völkerkunde, Dr. B. Ankermann, vertreten wird. Diese ethnologische Richtung lehnt nämlich die Annahme einer im wesentlichen gleichartigen Entwicklung der Menschheit (wenn auch mit einer durch die Einflüsse des geographischen Lebensraums bedingten verschiedenartigen Lokaldifferenzierung) rundweg ab und vertritt die Ansicht, daß einst überall dort, wo Menschengruppen auf einem bestimmten geographischen Gebiet längere Zeit gelebt haben, sich besondere Kulturtypen, vornehmlich besondere familiäre und gesellschaftliche Einrichtungen mit entsprechenden Gebräuchen herausgebildet haben, die Kulturentwicklung sich also nicht bei den verschiedenen Völkern und Völkergruppen in gleicher, einheitlicher, sondern in vielfach abweichenden Richtungen vollzogen hat. Es ist, wie man sieht, die der älteren Geschichtsphilosophie entlehnte Auffassung, daß die einzelnen Völker ihren ganz besonderen Völkercharakter oder

Völkergeist haben, der sich von Generation auf Generation vererbt und das geschichtliche Handeln der Völker bestimmt.

Für den Zweck der Aufrechterhaltung der katholischen Kirchenlehren erweist sich diese Kulturkreislehre fast noch nützlicher als die Degenerationslehre. Werden irgendwo bestimmte Sitten und Institutionen festgestellt, die den kirchlich akzeptierten Anschauungen widersprechen, so läßt sich auf Grund der Kulturkreislehre leicht dartun, daß es sich nur um räumlich beschränkte, aus ganz speziellen Verhältnissen hervorgegangene Erscheinungen, um sogenannte »kulturkreisliche Eigenarten« handelt, die für die Gesamtentwicklung eigentlich kaum in Betracht kommen. Selbst wenn nachgewiesen wird, in anderen sogenannten Kulturkreisen kämen ähnliche Sitten vor, braucht sich dadurch kein klerikaler Ethnologe in Verlegenheit setzen zu lassen; denn da die Kulturkreislehre sowohl die Wanderung einzelner Kulturelemente wie ganzer Kulturkomplexe annimmt, braucht er nur zu unterstellen, auch in diesem Falle wäre eine solche Wanderung beziehungsweise Übertragung erfolgt.

Zudem bietet sich durch eine entsprechende Abgrenzung und Übereinander-schichtung der Kulturkreise sowie durch eine zweckmäßige Unterscheidung zwischen typischen und nichttypischen, normalen und anormalen Kulturelementen die schönste Handgabe, die nicht zu den überlieferten kirchlichen Anschauungen passenden Ergebnisse der ethnologischen Forschung als mehr oder minder unrichtig hinzustellen und die alten scholastischen Theorien wieder als unanfechtbare Erkenntnisse gottbegnadeter Männer zur Geltung zu bringen.

Tatsächlich leisten denn auch Pater Wilhelm Schmidt wie sein Schüler Dr. Koppers in dieser Beziehung recht Erkleckliches. Die Gewißheit einer göttlichen Offenbarung, der Beginn aller religiösen Entwicklung mit einem hehren Eingottglauben, der Bestand einer sittenstrengen Monogamie bei den Urvölkern und das Heraushwachsen der Stämme aus dieser Familienform — alles wird von ihnen »völkerkundlich« bewiesen.

Beispielsweise heißt es in der erwähnten Kopperschen Schrift (S. 23):

Die Religionsforschung, die mit der Entwicklung der neueren Völkerkunde gleichen Schritt gehalten, hat nämlich unwiderleglich dargetan, daß gerade die Urvölker sich ausgerüstet erweisen mit einem relativ hohen ethischen Eingottglauben und mit einem entsprechend lebendigen religiösen Bewußtsein, aus dem, wie aus einem weiten und tiefen Reservoir, die familiären und gesellschaftlichen Organe und Funktionen immer wieder gespeist und wohlthätig beeinflusst werden.

Und was die Urfamilienform anbetrifft, so findet Herr Koppers, daß schon in der Urzeit Mann und Weib in strenger Monogamie gelebt haben, die Frau in dieser Ehe eine »würdige Stellung« bei »freier Gattenwahl« eingenommen und zwischen beiden Geschlechtern »wesentliche Gleichberechtigung« bestanden hat. Er faßt denn auch S. 134 seine Ausführungen über die Urfamilie in folgende sittlich-fromme Schilderung des urzeitlichen Ehelebens zusammen:

Es war ein freundlich-sympathisches Bild, das sich uns da aufrollte. Als seine hervorragendsten Züge traten hervor: die Freiheit in der Gattenwahl für beide Teile, das fast ausnahmslose Vorherrschen der Monogamie, eine große Festigkeit des Ehebandes, eine wesentliche Gleichberechtigung von Mann und Frau und eine in weitem Sinne zentrale Stellung des Kindes in der Urfamilie.

Die schönste Ehe-Idylle. Selbst die Bibel malt das Verhältnis zwischen Adam und Eva im Garten Eden nicht so sittlich schön aus wie Herr Koppers seine monogamische Ursamilie, und überdies beginnt in der Bibel schon mit Lamech, Kains Urururenkel die anstößige Polygamie.

Es kann denn auch niemand bestreiten, der sich Herrn Koppers »kulturkreislich«-ethnologische Betrachtungsweise näher ansieht, daß er zu der »wissenschaftlichen« Erkenntnis kommt, die richtige, nicht evolutionistische Ethnologie bestätige die scholastisch-theologischen Theorien, und daß er schließlich die katholische Kirche mit folgenden Worten als die Macht preist, die uns aus den Widersprüchen und Zweifeln der neuzeitlichen Kultur herausz Helfen wird: »Wer bleibt angesichts alles dessen anders übrig und erscheint als rettende Arche auf sturmbewegter See, wer anders als jene alfehwürdige Kraft- und Lichtgestalt, die Kirche, die Trägerin des Christentums? In der Tat, klingt hier nicht wie eine beglückende und Erlösung verheißende Prophetie die Parole an unser Ohr, die der hochselige Papst Pius X. bereits ausgegeben hat: *Omnia instaurare in Christo?*« (Fortsetzung folgt)

Romantischer Sozialismus

Von Dr. Siegfried March (Breslau)

Siegmund Rubinsteins Buch¹ über den romantischen Sozialismus ist in der Neuen Zeit schon öfters in den Erörterungen überildensozialismus und Räteystem genannt worden. Unter romantischem Sozialismus versteht Rubinstein in seinem gedankenreichen, aber leider etwas weitschweifigen Werke jenen Sozialismus, der ausschließlich von der Idee der genossenschaftlichen Organisation beherrscht wird. Die Idee der deutschen Revolution ist ihm die von jedem Element des Klassenkampfes und der Diktatur gereinigte, berufsständisch und genossenschaftlich umgebildete Räteidee. Bei dieser von manchen Seiten aus versuchten und auch in der deutschen Verfassung bis zu einem gewissen Grade zum Niederschlag gelangten Umbildung der Räteidee wird die ursprünglich in ihr geforderte restlose Politisierung der Wirtschaft — politische Funktionen wirtschaftlicher Organe — in Entpolitisierung der Wirtschaft, ja in Ökonomisierung der Politik umgestaltet. Aus Kampforganisationen sollen hier die Räte die Zellen eines neuen gesellschaftlichen Organismus werden, körperschaftliche Selbstverwaltungen, die aufbauend an einer Gemeinschaft des sozialen Friedens wirken sollen. Der Versuch von Unternehmungskreisen, die Räteidee dem Gedanken der »Arbeitsgemeinschaft« und dem »sozialen Frieden«, wie sie beides auffassen, dienstbar zu machen (Rätebekenntnis der Deutschen Volkspartei!), mag sehr realpolitisch begründet gewesen sein. Im romantischen Sozialismus wird dagegen der Versuch gemacht, diese Ideologie von ihrem Unterbau loszulösen und im reinen Idealismus des Gemeinschaftsgedankens zu fassen.

Dem realistischen Marxismus gegenüber stellt sich dieser romantische Sozialismus unmittelbar in das sozialistische Endziel hinein: ohne weiteres

¹ Siegmund Rubinstein, Romantischer Sozialismus. Ein Versuch über die Idee der deutschen Revolution. München 1921, Dreimaskenverlag, 417 Seiten, Preis gebestet 35 Mark, gebunden 42 Mark.